

gepreßt, daß kein Blutstropfen über dieselben rann; er kannte keine Furcht, sein Auge hielt auch jetzt noch des Haidewirths Blick aus, ohne zu zucken — doch seine Kraft war seinem Willen nicht gewachsen.

„So!“ rief der Haidewirth, laut, heftig, indem er ihn von sich stieß, daß er einige Schritte zurücktaumelte. „So! Ihr müßt einen Andern bestellen, wenn Ihr mich aus dem Hause werfen wollt. Bei Knaben möchtet Ihr es selbst können, bei mir nicht!“

Grebe rang nach Athem. Dies hatte er nicht erwartet. Zorn und Scham raubten ihm fast die Besinnung. Sein Auge fuhr flüchtig durch das Zimmer — nach einer Waffe, suchte es — es fand keine. Unfähig, sich zu fassen, stürzte er auf den Haidewirth zu und erhob den Arm zum Schläge.

Röder stand regungslos da. Mit seinem glühenden Blicke schien er den Schlag auffangen zu wollen. Der Aderbauer schlug nicht zu. Langsam ließ er den Arm sinken. Der Blick, die unheimliche Ruhe des Gegners hielten ihn zurück. Röder schien dies erwartet zu haben. Mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln wandte er sich von ihm ab und verließ das Zimmer.

Grebe wollte ihm nachstürzen und mit ganzer Kraft sich auf ihn werfen. Er wollte ihm zeigen, daß er ihn nicht fürchte — und dennoch fürchtete er ihn. Er stand still, ehe er die Thür erreichte. Drohend hob er die Hand hinter dem Fortgeeilten. Alles würde er ihm verziehen haben, nur nicht, daß er stärker war als er, daß er als Sieger aus seinem eignen Hause ging. Das Glück hatte ihn so lange Jahre hindurch begünstigt und verwöhnt. Sein Wille hatte gegolten, Niemand hatte ihm zu widersprechen gewagt und Niemand hatte sich mit seiner Kraft messen können.

Und jetzt der Haidewirth! Diese schlante Gestalt, in der Niemand solche Kraft ahnen konnte.

Kein Auge hatte den Auftritt gesehen. Durfte er erwarten, daß Röder darüber schweigen werde?

Das Blut schoß ihm auf's Neue in die Wangen, als er hieran dachte. Er sah schon, wie die Leute lächelnd auf ihn, den Starren, blickten. Mit der Faust schlug er sich vor die Stirn. Es wirbelt ihm im Kopf. Erschöpft, ja fast besinnungslos warf er sich auf einen Stuhl, starr vor sich hin auf den Boden blickend. So blieb er regungslos eine Zeit lang sitzen, bis seine Tochter Margarethe in's Zimmer trat.

Sie schreckte zusammen, als sie sein zerstücktes Aussehen bemerkte und eilte auf ihn zu.

Margarethe war eine liebliche Erscheinung. Ihre Gestalt war schlank und zierlich, wenn auch nicht klein. Auf ihrem Gesichte lag noch die vollste Jugendfrische, und sie konnte wirklich für schön gelten. Nur Eins erinnerte an ihren Vater, ihr festes entschlossenes Auge.

Sie war Grebes einziges Kind und mit ganzer Liebe hing er an ihr. Noch hatte sie, so lange sie lebte, wohl keine zehn bösen Worte aus seinem Munde gehört und so streng und unnachgiebig er auch gegen Andere war, mit ihren Bitten, mit ihrer weichen Stimme vermochte sie Alles über ihn. Auch als sie jetzt ihren Arm um seinen Nacken legte, sich zu ihm niederbeugte und fragte: „Was hast Du, Vater?“ zuckte er zusammen und versuchte sich gewaltsam aufzuraffen.

Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein einziges Kind den Menschen liebe, den er jetzt als seinen erbittertesten Feind betrachtete.

„Nichts!“ erwiderte er heftiger, als er je zu ihr gesprochen. „Aber Eins will ich Dir sagen — Du kommst mit dem Menschen, dem Haidewirth, nicht wieder zusammen. Ich will es nicht.“ Er stand auf und wollte das Zimmer verlassen.

Margarethe hielt ihn zurück. Sie begriff ihres Vaters Heftigkeit nicht, denn sie hatte keine Ahnung von dem eben vorgefallenen Ausritte und wußte nicht, daß Röder im Hause gewesen war. Sie liebte den Haidewirth. Hatte sie ihre Gefühle auch noch keinem Menschen außer ihm gestanden, so war sie doch fest entschlossen, für ihre Liebe offen in die Schranken zu treten.

„Weshalb nicht, Vater?“ fragte sie.

Der Aderbauer blickte sie erstaunt an. „Weshalb nicht?“ wiederholte er bitter. „Weil ich es nicht will! Und wenn auch Du es wissen willst, so will ich es Dir sagen. Er hat die Kühnheit gehabt, um Deine Hand anzuhalten, und da habe ich ihn zurückgewiesen, wie es sich's wohl gebührt. Ich habe ihm gesagt, daß mein Kind und mein Name mir zu lieb seien, um sie mit einem Menschen zu verbinden, der im Zuchthause gefessen habe!“

„Vater!“ unterbrach ihn Margarethe.

„Ich denke, er wird nicht zum zweiten Male mein Haus zu betreten wagen,“ fuhr er fort. „Ich habe nichts mehr mit ihm zu schaffen!“

Er verließ das Zimmer, ehe Margarethe noch ein Wort erwidern konnte. Mit einem Male aus all' ihrem Hoffen und Wünschen gerissen, stand sie da. Sie liebte den Haidewirth mit der ganzen Gluth und Leidenschaftlichkeit, deren sie fähig war; sie konnte nicht von ihm lassen. Daß ihr Vater ihn nie gern gehabt hatte, wußte sie, doch den Grund dieser Ab-

neigung kannte sie nicht. Hatten ihn doch fast alle Menschen lieb. Und sie war stolz gewesen, daß er sie vor allen andern Mädchen ausgezeichnet und ihr seine Liebe gestanden hatte. Er hatte ein Jahr im Gefängniß gefessen, weil er in der Leidenschaft, in der Hitze des Streites mit einem Messer nach einem jungen Manne gestoßen hatte. Es war dies ein düsterer Fleck in seinem Leben und nur ein Mal hatte er zu ihr darüber gesprochen, die Eifersucht hatte ihn dazu getrieben und in dem Augenblicke aller Sinne beraubt. Schon damals hatte er Margarethe geliebt, und als ein junger Bauer, Namens Märtens, sich gebrüstet, daß er des Aderbauers Tochter heirathen werde, und daß der Aderbauer ihm die Hand des Mädchens nicht abschlagen könne, da hatte er in der Aufregung sich selbst nicht mehr gefannt, denn nur zu leicht war sein Blut zu erregen. Ein Jahr hatte er dafür gebüßt. Aber die Genugthuung war ihm geworden, daß Grebe Märtens' Werbung zurückgewiesen und er selbst Margarethes Herz gewonnen hatte.

Konnte sie ihm dieser That wegen zürnen, durfte sie ihn deshalb weniger achten? Sie wußte, daß er heftig war und leicht in Zorn gerieth; sie kannte aber auch sein edles, opferwilliges Herz.

Mit Ungebuld sah Margarethe dem Abende entgegen, um ihn an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich zu treffen pflegten, zu sprechen. Ihr Vater vermied es den ganzen Tag über, so viel als möglich, mit ihr zusammenzutreffen und erwähnte nicht mit einem Worte den Vorfall des Morgens. Mit einem Befehle schien er Alles für abgemacht zu halten.

Der Abend war längst hereingebrochen. Der Aderbauer saß in düsterem Schweigen im Zimmer und Margarethe hoffte, daß er das Haus an diesem Abend nicht mehr verlassen werde. Leise trat sie durch die Hinterthür des Hauses in den Garten. Es war Niemand darin, denn die Knechte und Mägde hatten sich sämtlich auf der Straße vor dem Hofe versammelt. Sie hörte dort laut sprechen und lachen.

Langsam, als ob sie hinausgetreten sei, um die Abendluft zu genießen, durchschritt sie den Garten. Raum hatte sie denselben indes verlassen, so wandte sie sich schnell einem nahen Kieserngebölze zu. Dort war sie bis jetzt immer mit dem Geliebten zusammengetroffen.

Es war dunkel in dem Gehölz. Sie dachte nicht an Furcht. Alle ihre Gedanken waren auf den Geliebten gerichtet.

An einer lichter Stelle in dem Gehölz war der Ort, wo sie sich zu treffen pflegten. So schnell als möglich eilte sie dahin, um den Haidewirth nicht warten zu lassen.

Fast athemlos erreichte sie die Stelle. Ihr Auge blickte spähend umher. Sie sah Niemand. Sie wollte rufen, allein sie wagte es nicht, die Angst presste ihr auch die Brust zusammen.

Von Ungebuld getrieben war Röder immer der Erste an diesem Plage gewesen und heute fehlte er — heute, wo es ihm am meisten treiben mußte, mit ihr zu sprechen. Mit Vorwürfen hatte er sie stets überhäuft, wenn sie einmal zu spät gekommen war, oder gar nicht hatte erscheinen können. Wo blieb er? — Sollte er gar nicht kommen? — Sollte er in dieser Weise von ihr Abschied nehmen wollen? — War seine Liebe nicht fester begründet?

Alle diese Gedanken schossen ihr ängstlich durch den Kopf. Sie hörte in der Stille des Abends ihr eigenes Herz pochen. Vergebens strengte sie ihr Auge an, umherzuspähen. Ohne Jagen würde sie für ihre Liebe Allem getreut haben. Diese Ungewißheit, dieses Bangen raubte ihr den Muth. Die Thränen traten ihr in die Augen und vergebens bemühte sie sich, dieselben zurückzudrängen.

Endlich sah sie den Haidewirth kommen. Sie hätte aufjauchzen mögen. Mit freudiger Aufregung eilte sie ihm entgegen und warf sich in seine Arme.

„Ah, Du bist da,“ sprach er, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit. „Ich glaubte nicht, daß Du kommen würdest — ich glaubte, Dein Vater würde es Dir verboten haben.“

„Heinrich — Heinrich,“ rief Margarethe bittend und vortwurfsvoll zugleich. „Er hat es mir verboten, aber ich bin doch gekommen, ich kann — ich will nicht von Dir lassen!“

„Du willst nicht von mir lassen?“ wiederholte Röder, sie stürmisch an sein Herz pressend. „Du willst gegen den Willen Deines Vaters mein — mein werden — mir willst Du angehören?“

„Und wenn die ganze Welt dagegen wäre,“ erwiderte sie, mit beiden Armen seinen Hals umschlingend.

„Ha! dann troge ich Allen,“ rief der Haidewirth. „Dann will ich sehen, wer zuletzt siegt! Und Du sollst mein werden — Du sollst es!“ — Dein Vater hat mir vorgeworfen, daß ich im Gefängniß gefessen habe, deshalb will er Dich mir nicht geben. Aber das ist der Grund nicht. Ich bin ihm nicht reich genug, er glaubt, mehr zu haben, als ich. Sein Hof ist größer, als meine Schenke, aber wir wollen sehen, wer am weitesten kommt!“

„Ich würde Dein und wenn Du gar nichts hättest,“ warf Margarethe ein.

„Und ich kann ohne Dich nicht leben!“ rief Röder.

„Ich will meinen Vater so lange bitten, bis er die Einwilligung giebt.“

„Thue es nicht,“ erwiderte der Haidewirth und sein Auge leuchtete düster. „Thue es nicht — er wird sie nicht geben. Sieh, er ist stolz auf sein Geld, auf seine Kraft. Zu oft hat er sich gerühmt, daß ihm Niemand gewachsen sei — ich bin ihm gewachsen — heute Morgen hat er es empfunden!“

„Du hast mit ihm Streit gehabt?“ fragte Margarethe ängstlich.

Röder lachte mit bitterem Hohn, „an der Brust hat er mich erfaßt, um mich aus dem Hause zu werfen! . . .“

„Und Du?“ unterbrach ihn das Mädchen. „Ich habe seinen Arm gehalten, bis er von selbst losließ. Er hat meine Kraft kennen gelernt. Zum Fenster hätte ich ihn hinausgeworfen, wäre er nicht Dein Vater gewesen!“

„Heinrich! Heinrich!“ rief das Mädchen, schluchzend den Kopf an seine Brust lehrend.

„Sei ruhig — sei ruhig! — Bitte ihn nicht — das vergißt er nicht. Seine Einwilligung wird er nie geben, aber er wird auch nicht zum zweiten Male wagen, mich anzurühren.“

„Ich wage es, Bube!“ rief im Augenblicke eine Stimme dicht hinter ihnen.

„Mein Vater!“ schrie Margarethe auf und umklammerte fest den Geliebten, als ob sie ihn schützen wollte.

Der Haidewirth umfaßte sie. „Zurück von dem Buben!“ rief der Aderbauer — er war es — indem er vorprang und drohend einen schweren Stock erhob.

Röder suchte das Mädchen von sich fortzudrängen, um ihrem Vater entgegenzutreten.

„Laß das Mädchen los!“ rief Grebe, „oder wie einen Buben züchtige ich Dich!“

Fester noch klammerte Margarethe sich um den Geliebten.

Da ließ der Aderbauer, der seiner Sinne kaum mächtig war und den Stock noch immer erhoben hatte, denselben schwer niedersinken, um des Haidewirths Kopf zu treffen.

Dieser hatte den linken Arm erhoben, um den Schlag abzuwenden. Der Stock glitt an ihm nieder und traf Margarethes Haupt.

Mit halb gedämpfem Aufschrei sank das Mädchen bewußtlos nieder.

Der Haidewirth vermochte sich nicht zu halten. Mit der Kraft der Verzweiflung schleuderte er den Aderbauer fort, daß er mehrere Schritte zurücktaumelte und niederstürzte, dann beugte er sich über die Geliebte.

Er kniete neben ihr nieder, er erfaßte ihren Arm; kraftlos, scheinbar ohne Leben sank derselbe zurück. Laut rief er ihren Namen; sie antwortete nicht. In leidenschaftlicher Aufregung, Alles in seinem Schmerze vergebend, warf er sich über sie. Ueber ihr Gesicht fühlte er das warme Blut niederrinnen.

Auch der Aderbauer war wieder aufgesprungen. Erst jetzt wurde er des Unheils inne, daß er durch seinen Schlag hervorgerufen hatte. Sein eigenes Kind hatte er getroffen — vielleicht getödtet.

Wie gelähmt stand er da. Alles um ihn schien zu tanzen und sich zu drehen. Regungslos sah er Margarethe daliegen und den Haidewirth über sie gebeugt. Der Haß gegen diesen Menschen war in diesem Augenblicke in ihm erstarben. Er zitterte an allen Gliedern und wagte nicht einmal, sich zu seinem eigenen Kinde niederzubeugen.

Margarethe kam wieder zu sich. Die Wucht des Schläges war durch den Arm des Haidewirths abgeschwächt. Sie nannte den Namen des Geliebten. Sie richtete sich langsam empor.

Erst jetzt, als er sein Kind sich wieder regen sah, als er dessen Stimme hörte, gewann der Aderbauer seine Fassung wieder und mit ihr lehrte zugleich sein Zorn zurück. In der Aufregung und Leidenschaft kannte er fast kein Mitleid.

„Geht von meinem Kinde!“ rief er.

Der Haidewirth hatte in seiner Angst und seinem Schmerze des Gegners fast vergessen. Er richtete sich empor und sein Auge glühte.

„Heinrich — Heinrich!“ flüsterte Margarethe bittend und versuchte, ihn mit schwacher Hand zurückzuhalten. „Es ist mein Vater,“ fügte sie hinzu.

Röder schien sie nicht zu hören. Sie wiederholte ihre Bitte. Sie beschwor ihn, nicht noch größeres Unheil hervorzurufen.

Mit Gewalt kämpfte er seine Aufregung nieder. Noch immer stand der Aderbauer drohend da. Er würdigte ihn kaum eines Blickes.

„Haha!“ rief er. „Nun kann der Aderbauer vielleicht auch noch ein Jahr im Zuchthause sitzen.“

Der Aderbauer zuckte zusammen. Das würde sein Tod sein.

(Fortsetzung folgt.)